

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

173 (28.7.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 30

Robert Schumann.

Zur 50. Wiederkehr seines Todestags. Ein Leben des größten Volkers als des Vollbringens war es, das am 28. Juli 1856 in der Irrenanstalt zu Endenich bei Bonn seinen Abschluß fand...

Die großen klassischen Komponisten hatten ihr Lebenswerk vollendet. Die Zeit des Epigonentums brach an. Des Epigonentums insofern, als die allumfassende Gewalt des musikalischen Ausdrucks, die das Wirken der sogenannten klassischen Komponisten, bis einschließlic Schubert, bezeichnet, kleineren Können, eingegrenzter Ausdrucksfähigkeit Platz macht...

Das geht schon von Karl Maria von Weber an, dessen Leben zwar mit dem Beethoven's und Schubert's zusammenfällt, der aber in keiner Weise mehr mit diesen beiden großen Weibern verglichen werden kann. Das Gebiet, auf dem seine Töne wahrhaft Ueberraschendes schaffen konnten, reicht nicht allzueit, schon seine beiden letzten Opern, „Euryanthe“ und „Oberon“ zeigen, wie sehr konventionelles an die Stelle wahren Ausdrucks trat...

Auf das gleiche Gebiet der musikalischen Kleinformen warf sich Robert Schumann. Nur gab er seinen kleinen lyrischen Klavierergüssen Lebensrisen und lenkte dadurch das einstige rein-musikalische Empfinden des Geniebers auf ein mit verhältnismäßigen Elementen durchsetztes. Auf diesem Punkte steht die Tonkunst heute noch — nicht zu ihrem Glück...

Man nennt Schumann gern den „ersten modernen Meister“, und führt zum Beweis dafür an, daß er im Gegensatz zu dem Romantizanten früherer Epochen mit dem geistigen Leben seinerzeit in engerer Fühlung stand und Nährkräfte für seine Kunst daraus zog, und daß er eine Allgemeinbildung besaß, wie sie beispielsweise den Heroen der Tonkunst nicht zu eigen war...

Schumanns Begabung war, gleich der der anderen nachlassigen Komponisten, begrenzt. Das Begrenzte zeigt sich bei Schumann nach verschiedener Richtung. Sowohl formal, wie inhaltlich, Schumann war eine weiche, lyrische, träumerische Natur. All die Werke, die uns heute noch aus seinem Schaffen wert sind, sind aus dieser engen Empfindungswelt heraus gezeugt...

Das ist vergleichsweise nicht allzu viel, aber immerhin genug, um das Denken Schumanns nicht erlösen zu lassen. Wieviel seiner Kompositionen freilich noch weiteren fünfzig Jahren noch leben werden, das läßt sich heute nicht voraussagen. Wenn die jetzt wieder erwachende Neigung an rein-sinnlichem Klang, wozu z. B. auch die Freude an einfacher Melodik zu rechnen ist, zur Hauptsache des musikalischen Geschmacks werden sollte, dann wird noch mehr von Schumann abströmen. Denn darüber dürften wir uns klar sein: ein großer Erfinder mit starkem, melodischem Talente war er nicht, ebensowenig wie ein umfassender Gestalter...

Die heute noch leben altnorden Werke Schumanns sind, abgesehen von den Liedern, in der Hauptsache Klavierwerke, Kammermusikstücke und Chor-kompositionen. Vor allem in den beiden ersten Kategorien sind Werke der musikalischen Literatur enthalten. In erster Reihe sind hierzu der „Klavier-Opus 9“, die „Phantasie“ (Opus 12), die „Sinfonischen Etüden“ (Opus 13), die „Klavier-Opus 15“, die „Phantasie“ (Opus 17), der „Faschingschwanz“ (Opus 26), die „Nachtstücke“ (Opus 28), das Klavierkonzert und eine Anzahl kleiner Klavierstücke aus verschiedenen anderen Werken zu rechnen. Sie gehören zum festen Stamm unserer Konzert- und Hausmusik...

Ein Kapitel für sich ist Schumann als Liederkomponist. Das deutsche Lied hat Schumann außerordentlich viel zu verdanken. Vor allem Verfeinerung, Dellamation und Ausgestaltung des Klavierstücks sind daran beteiligt. Schumann führt in das Lied das Element des Stimmungsbildes ein. Auch hierbei finden wir wieder das von seinen Klavierwerken Gelegte bestätigt: Wo die Stimmung des Liedes seiner Empfindungswelt, dem Träumersischen, Sinnigen konform ist, entsprechen ihm die schönsten Lieder, zum Teil die schönsten, die auf dem Gebiete des deutschen Liedes überhaupt geschaffen wurden. Wer denkt da nicht an die „Waldnacht“, an den „Auchbaum“, an die „Liedliche Waise“ ufm.!

Außerhalb der Grenzen seiner Gefühlswelt versagt Schumann auch in seinen Liedern. Einen Vergleich mit dem unbegrenzten Gestaltungsermögen Franz Schubert's dürfen wir nicht wagen. Auch nicht einen Vergleich mit dem musikalischen Talente dieses Meisters. — Auch Kammerchor-kompositionen hat Schumann geschrieben. In Konzerten der Arbeitervereine trifft man gewöhnlich nur ein einziges der betreffenden Lieder, das „Mitternacht“. Die Note stand im Ton. Bei dieser Gelegenheit mag darauf hingewiesen sein, daß auch ein Teil der übrigen Mitternachts sowie der Chor „Kastlose Liebe“, der Berücksichtigung wert wären.

Seine Zeitgenossen schätzten Schumann jedoch nicht nur als Komponisten. Auch als Musikkritiker von weittragender Bedeutung war er ihnen bekannt. Ist natürlich von diesem Zweige seiner Betätigung auch jetzt nichts mehr aktuell, so sind doch die wohlthätigen Folgen seines mannhaften Eintretens für und wider einige Komponisten seiner Zeit auch in unserer Zeit noch zu spüren. Das allgemeine Urteil über manche Komponisten ist von ihm nachhaltig beeinflusst worden. Er war der erste, der inmitten des Tumults einer allgemeinen Meyerbeer-Begeisterung auf die Neuhellichkeit und Wohlheit der Meyerbeer'schen Kunst hinwies, ein Urteil, dem heute allgemeine Giltigkeit zuzuschreiben ist.

Die Tätigkeit Schumanns als Kritiker hing eng mit seinen Charaktereigenschaften als Mensch zusammen. Diese stempelten ihn zu einer der sympathischsten Erscheinungen. Ein für alles Gute und wahrhaft Ehrliche in Kunst und Leben erhellendes Herz zeichnete ihn aus. Eine heute in Musikerkreisen nur noch selten anzutreffende Selbstlosigkeit, die in neidlosem Eintreten für andere Komponisten ihren Ausdruck fand, nannte er sein eigen. Und diesen Zug seines Wesens wollen wir am Gedentage seines Todes vor allem festhalten. Th.

Robert Schumann's Ende.

Die 50. Wiederkehr des Todestages Robert Schumanns gibt Gelegenheit, sich mit dem tragischen Ende des Meisters zu beschäftigen, der in der Blüte seines Schaffens im Alter von nur 46 Jahren dahingerafft wurde. Am 16. Jahre war es ihm vergönnt, mit seiner heilgeliebten Gattin Clara Lied, die er nach so harten Kämpfen mit ihrem Vater erst spät erringen konnte, in innigster Harmonie zu wirken.

getrieben wird. Auch hier beteiligen sich vielfach die Kinder, es stellt sich sogar die betrübende Tatsache heraus, daß die halbwüchsige Jugend die Erwachsenen gar bald an Hobeit zu übertreffen sucht. Alle Eltern seien auf diese Quelle der Verwilderung ihrer Kinder aufmerksam gemacht.

Ein Schirmverleihschäft besteht jetzt in Berlin. Ein Unternehmer, der jedenfalls einen hübschen Posten alter Regendächer gekauft hat, gibt vorläufig an etwa 40 Stellen Schirme für Herren und Damen gegen eine Leihgebühr von 10 Pf. ab. Die Ausgabestellen sind in Zigarrengeschäften, bei Barbieren, Restaurateuren usw., vorläufig meistens im Westen. Der Schirmleiher erhält gegen Erlegung von 2 Mk. Pfand einen Schirm und eine Karte mit seinem Namen und der Adresse. Daraufhin wird am nächsten Tage der Schirm aus seiner Wohnung abgeholt und die Leihgebühr von 10 Pf. bei Wiedererstattung des Pfandgeldes abgezogen. Die Einrichtung soll sich in amerikanischen Städten bewährt haben.

Aphorismen.

Das Weib ist der Gefahr des Uebermutes viel weniger ausgesetzt, als der Mann. . . .

Das unendlich feine Filigranwerk des sittlichen Lebens kennt die Frau jedenfalls viel besser. . . .

Die Frau ist das Gewissen der Masse. . . .

Was sich der Mann in Jahren mühsam vom Leben lehren lassen muß, das weiß das Weib von vornherein. . . .

Ich möchte einmal eine Statistik darüber aufnehmen, mit wie vielen Namen Frauen ihre Ehegatten bezeichnen. . . .

Die kapitalistische Mühle.

Menschen, tausend, hunderttausend Millionen, welch Gewühle! Dampfend, stampfend, fahrend, brausend Mahlt die mitteleidlose Mühle.

Welch ein Lärmen, welch ein Toben, Welch Gedränge, dicht und dichter, Quirlend bald emporgehoben, Bald zerhäubt im großen Trichter.

Immer neue schwarze Massen, Atem fordernd, Platz erheischend, In verzweifeltem Umfassen Sich begehrend, sich zerleischend.

Alle hoffend, alle wägend Des Geldes Lauf zu zwingen, Und der Miesabgrund gähmend Schon bereit, sie zu verschlingen.

Jeder nur im Meer ein Tropfen, Nur ein Staubkorn, windgetragen Aber ach, die Pulse klopfen, Und das Herz will nicht entlagen

Will die Täuschung, will den Glauben, Wichtig sei der Welt sein Trachten Und die Mühlenräder schnauben, Ohne seines Traums zu achten.

Ludwig Juida.

Humoristisches.

Kindliche Phantasie. „Mutter, mich hat die ganze Nacht ein Floh gebissen!“ — „Weshalb hast du ihn denn nicht gefangen?“ — „Er sumtelte mich so wild mit den Augen an!“

Ein Rätsel. Dichterin: „Sehr auffallend! Ueber zehn Jahre hatte ich dieses Frühlingsgedicht in meinem Schreibstischchen liegen, und jetzt schreibt mir die Redaktion, es sei noch nicht reif.“

Sein Weisheit. Bei Serenissimo war plötzlich ein Stallbursche gestorben. Teilnehmend erkundigte sich Hobeit nach der Todesursache. — „Darmverschlingung“, berichtete der Oberstallmeister. — Serenissimus stand starr. „Aber, aber“, sagte er endlich kopfschüttelnd, „wie konnte der Mann auch so etwas verschlingen?“ (Luftige Blätter.)

Entschuldigt. Frau: „Anerkennst Du, daß ich im Gedränge das Portemonnaie aus der Tasche gezogen wird und wasgt nicht, den Dieb festzuhalten?“ — Mann (kleinlaut): „Ach, ich dachte ja, du wärst es gewesen, Amule!“

Reflexion. „Früher hat mein Mann allmonatlich zwanzig Mark von seinem Gehalt zurückgelegt. . . . Seit er aber im Sparverein ist und dreimal wöchentlich in die Vereinsabende geht — ist's aus damit!“

Auf der Jagd. Förster (der fehlgeschossen hat): „Es ist unmöglich, daß ich daneben geschossen habe!“ — Förster: „Seine Hobeit möge bedenken, daß Seiner Hobeit nichts unmöglich ist!“ (Weggend. Blätter.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. & U. Cie., Karlsruhe i. B.

sind wir froh, wenn das Schicksal sich mit uns auf dreißig Prozent ausgleicht.“

Ein Dackleder: „Wenn man die Menschen von einem sehr hohen Standpunkt aus betrachtet — kann man leicht das Genid brechen.“

Allerlei.

Der Einbruchdiebstahl nach wissenschaftlichen Grundsätzen. Man schreibt der Frankfurter Zeitung aus New-York vom 10. ds.: Ein hiesiges Versicherungsunternehmen, die United States Fidelity and Guaranty Company kündigt an, sie werde in Zukunft keine Versicherungen gegen Einbruchgefahr mehr übernehmen. Sie führt einen eigentümlichen Grund dafür an:

„Es ist in New-York eine neue Generation von Einbrechern entstanden, die diesen Beruf ganz geschäftsmäßig, sozusagen nach „wissenschaftlichen“ Grundsätzen betreibt.“ sagt Herr Morris, der Leiter der erwähnten Gesellschaft. „In früheren Zeiten“ heißt es weiter, „stieg der Einbrecher in irgend einen Laden ein, nahm, was er gerade erreichen konnte, suchte stracks einen Fehler auf, verließerte die Beute und ging zur Pöwerk, um sich zu amüsieren, bevor ihn die Polizei etwa erwischte. Das war der alte Typus der Einbrecher.“

Er ist am Ausschreiben und an seine Stelle tritt der Mann, der das Einbrechen zum „Geschäft“ macht. Er plant seinen Coup lang vorher, informiert sich über die Beute, die zu holen ist, nimmt, wenn es angeht, einige Ortsbesichtigungen vor, hat einen oder zwei Gehilfen, von denen einer sich vielleicht gerade vor dem zur Ausführung der Tat gewählten Zeitpunkt von dem patrolistischen wegen Trunkenheit arretieren lassen muß, und amnestiert dann mit Sackentnis und Geldid gerade das Verwollte, was sich findet, ob es nun Diamanten, Gold- und Silberwaren, Seide, Tuch oder andere einen größeren Wert repräsentierende Sachen sind. Die Beute wird nicht zum Hehlen gebracht, sondern zunächst eine Zeitlang in der Wohnung des Einbrechers oder sonstwo aufgeschlüsselt, Schmuckstücken werden selget, Gold und Silber eingeschmolzen und die wertvollen Steine in fernen Städten verkauft.

Der Einbrecher der Neuzeit führt sich als solider Familienvater auf, häufig wech seine Familie gar nicht, welches Geschäft er betreibt. Früher ging der Einbrecher in die „Kaischemme“, wo ihn die Polizei sofort haben konnte, wenn sie ihn zu haben wünschte, heutzutage vermeidet er den Verkehr mit Berufsgeossen, er gehört irgend einem Club an, vorzugsweise einem politischen, denn wenn er dann mal wirklich mit der Polizei in Konflikt gerät, bringt er seine „alttischen Freunde herbei, die für seinen guten Ruf zeugen müssen.

Er arbeitet nicht aufs Geratewohl, sondern kann bei jedem „Geschäfts-unterschmen“ mit ziemlicher Sicherheit einen größeren Gewinn herausrechnen; auch spart er sein Geld, verfügt jederzeit über gutes juristisches Talent, wenn wirklich mal Not am Mann sein sollte. Die Beute bei den einzelnen Diebstählen ist heutzutage größer als früher, eine Wiedererlangung ist fast stets ausgeschlossen und so bleibt der Versicherungsgesellschaft nur übrig, zu zahlen. Andere Gesellschaft hat in den letzten Jahren bei der Einbruchversicherung zulegen müssen und sie hat sich erst nach genauer Untersuchung der Sachlage dazu entschlossen, das Feld zu räumen.“

Russische Genterseinkünfte. Aus den Mitteilungen russischer Blätter erfährt man, wie viel die russische Regierung sich eine Einrichtung kosten läßt. Für das Geschäft des Gängens hat sie einen einzigen Mann gefunden, einen Don-Johann, der früher für jede Einrichtung 100 Rubel (jetzt 200 Mk.) bekam. Schließlich bemerkte der Wadere, daß er für das zarische Regime ungeheuer wichtig, unbedingt notwendig und als der einzige seines Amtes auch unersetzlich sei. Flugs verlangte er den doppelten Lohn und erhielt ihn auch nach einigem Sträuben zugestanden. Nebenfalls hat das Regiment der Trepow an ihm wieder einen treuen und überzeugten Anhänger gewonnen, und das will in diesen schweren Zeiten viel sagen. Nur in einem Punkte wird er mit den „autoritären“ Gewalten nicht ganz zufrieden sein; sie gehen ihm vermutlich zu wenig streng vor. „Mehr hängen! Mehr hängen!“ bildet den Wahlspruch dieses Patrioten.

Nach einer außer ihm erfreut sich trotz aller Ungunst der Zeiten eines behaglichen Einkommens, allerdings auch der Aufmerksamkeit der überlegenen Presse, nämlich der große Rebebonoszew. Sein Gehalt beträgt 22 000 Rubel. Dazu kommt die Kleinigkeit von 30 000 Rubeln als Wohnungsgelder, obwohl ihm vom Staat ein Haus an der vornehmen Reibeperspektive und eine Villa in Zarstoje Selo zur Verfügung gestellt sind. An Pensionierungsgeldern bezieht er 20 000 Rubel; darunter befindet sich ein Posten von 2000 Rubeln für das Fortschaffen des Schnees vom Hausdach und der vielleicht sehr berechnete von 700 Rubeln für die Vertilgung der Insekten im Hause. (1) Um aber dieses ganze größere Opfer bringen müssen.

Tierquälereien durch Kinder in den Schulferien. Jetzt, da alle Schulen geschlossen sind, hat die liebe Jugend wieder goldene Zeit. Es ist nur schade, daß manche Kinder ihre größere Freiheit dazu benutzen, die in ihre Gewalt kommenden Tiere desto mehr zu necken und zu drangsalieren. Vielfach werden Kinder von den Führern der Wagen, besonders Milchwagen, mitgenommen, teils um ihnen eine Zerstreung zu verschaffen, teils um eine Aussicht über die Zugtiere zu haben, während die Wagenführer ihre Kunden bedienen. Oft ist es nun wahrzunehmen, daß die Kinder, statt die ihnen anvertrauten Tiere zu beaufsichtigen, sie auf alle mögliche Art, namentlich durch Schlagen zu quälen suchen. Diese armen Tiere, besonders die Gsel, haben schon von den Erwachsenen genug auszuhalten. Gedankenlos geben die Führer neben dem Wagen her, und wenn auch das Tier ruhig weiter zieht, es regnet Schläge. Wenn nun die Kinder solche Behandlung sehen, was Wunder, daß sie dann dem Beispiele der Erwachsenen folgen, sobald sich ihnen Gelegenheit dazu bietet!

In ähnlicher Weise hat das Schlachtvieh zu leiden, wenn es von den Bahnhöfen zum Markt oder von diesem zu seinem Bestimmungsort

Schumann wurde bekanntlich nach Düsseldorf als städtischer Kapellmeister gerufen und nahm diesen Ruf auch an, um am 2. September 1850 nach dort überzusiedeln. Vorher machte das Ehepaar noch eine glänzende Konzerttour nach Hamburg, wo sie die Bekanntheit Jenny Lind's machten. Die Fahrt an den Rhein sollte die letzte des unglücklichen Künstlers sein. Er hatte infolge der geistigen Anstrengung und der mannigfachen Aufregungen schon Ende 1848 wieder stark unter Kopfschmerzen zu leiden gehabt; Krämpfe und Wengen ergrieffen ihn, als er in einem Bude von der Existenz einer Irrenanstalt in Düsseldorf las.

Nach muß nicht sehr vor allen melancholischen Eindrücken in Acht nehmen. Und leben wir Musiker, du weißt es ja, so oft auf sonnigen Höhen, so schneidet das Unglück der Wirklichkeit um so tiefer ein, wenn es sich so naht vor die Augen stellt. Mir wenigstens geht es so mit meiner liebhaften Phantasie."

Mit solchen Gedanken zog Schumann seinem neuen Bestimmungsorte entgegen.

Der Empfang Schumanns in der rheinischen Stadt war glänzend. Die Einwohnerschaft tat alles, um dem gelehrten Meister und seiner Gattin ihre Verehrung zu bezeugen. Am 24. Oktober trat er mit seinem ersten Abonnementskonzert sein Amt an; auf dem Programm stand sein Adientlied, während Clara Mendelssohns G-moll-Konzert spielte. Seine Düsseldorfer Tätigkeit sagte ihm während der ersten zwei Jahre sehr zu; sie bestand außer der Direktion der genannten Konzerte in der Leitung der wöchentlichen Übungen des Gesangsvereins und einiger in Verbindung mit dem katholischen Gottesdienst regelmäßig wiederkehrender Aufführungen. Daneben drängte es Schumann beständig nach einem Werk in größerem Stil, und hierfür wurde zunächst der Plan eines großen Oratoriums „Luther" ins Auge gefaßt, mit dessen Textbearbeitung Rich. Kohl beauftragt ward. Allein der Plan scheiterte einmal an Schumanns Gesundheitszustand, ferner aber deshalb, weil er sich mit dem Dichter nicht über die Form einigen konnte. Und so blieb dieser weitläufige Plan unausgeführt.

Im März zog es Schumann wieder auf einige Wochen nach seinem geliebten Leipzig. Er hatte die Freude, zu sehen, wie seine treue Anhänglichkeit an diese Stadt von der dortigen Musikwelt in reichstem Maße erwidert wurde.

Im Sommer stellten sich bereits wieder Krankheitserscheinungen ein, die eine Kur in Schwabmünchen notwendig machten. Es waren die unmittelbaren Vorboten der Katastrophe von 1854. Die Wirkungen der Krankheit zeigten sich zunächst in einem auffälligen Nachlassen der schöpferischen Produktion. Das schlimmste für den Meister waren die nimmer mit erschreckender Häufigkeit auftretenden Gehörseindrücke. Dazu kamen Täuschungen rhythmischer Art — es erschienen ihm beim Hören alle Feinmaße zu schnell —; endlich steigerte sich die Schmerzhaftigkeit seiner Sprache in hohem Grade.

Die Wohnverhältnisse ließen ihn nicht mehr los. Das schlimmste war, daß sie nimmer auch seine Dirigententätigkeit in einer Weise zu beeinträchtigen begannen, die ihm selbst den Gedanken an den Rücktritt nahe legten. Dazu gesellten sich allerhand Intriquen, denen sich sein müder Geist nicht mehr gewachsen fühlte. Bald gab er sein Amt endgültig auf.

Nach zwei freudige Ereignisse waren ihm zu erleben beschieden. Das eine war eine Tour nach Holland, wo ungeahnte Triumphe seiner warteten. Das andere war seine Bekanntschaft mit Johannes Brahms, der ihm von Joachim empfohlen war und seine ersten Kompositionen vorspielte. Die Freude an dem neu aufsteigenden Genie war seine letzte.

Das erste bedenkliche Symptom war, daß er Anfang Februar plötzlich des Nachts aufstand und Licht verlangte, da er von Franz Schubert ein Thema erhalten habe, das er sofort aufschreiben müsse. Am 27. Februar war er bei der fünften Variation darüber angelangt, als ihn ein dermaßen intensives Angst- und Beklemmungsgefühl überkam, daß er sich aus dem Kreise der anwesenden Bekannten wegmaß und von der Rheinbrücke in den Strom stürzte. Von Rheinschiffen gerettet und nach Hause zurückgebracht, machte er sich alsbald schweigend an die Fortsetzung jener Variation. Die nach der Katastrophe eintretende Erholung war nicht von Dauer; ihn selbst verlangte nach der Unterbringung in einer Heilanstalt. So erfolgte denn am 4. März die Ueberführung des unglücklichen Meisters in eine Privat-Irren-Anstalt. Sein Denken war keineswegs zerrüttet und der Verkehr mit ihm durchaus nicht quälend oder bedrückend. Nur todesmüde war sein Geist, abgespannt bis zum äußersten.

So können wir von dem großen Künstler ohne trübe oder gar erschreckende Erinnerung Abschied nehmen. Noch am Rande des Grabes steht eine Gestalt in lüchtem Glanze da; hatte sein Geist auch seine zündende Kraft verloren, sein edler Sinn und sein überreiches Herz fand ihm bis ans Ende treu geblieben.

Am 29. Juli 1856, nachmittags 4 Uhr, wurde Robert Schumann von seinen Leiden erlöst.

Wahrlich ein tragisches Schicksal.

Mit dem Interesse für die Werke eines Künstlers erwacht auch stets ein solches für die Person, und so entstanden die Monographien-Sammlungen. Eine der besten auf musikalischem Gebiet ist die Sammlung „Berühmte Meister", die der kürzlich verstorbene Professor Dr. Reimann herausgegeben hat und als deren 15. Band eine Schumann-Monographie des Göttinger Professors Dr. Hermann Albert erschien. (Verlag Harmonie, Berlin W. 35; Geschenkband 4 Mk.) Das Werk ist prächtig ausgestattet und äußerst reichhaltig mit Photographien, Portraits-Abbildungen, Facsimiles, Notenbeispielen und Illustrationen von Fidas, Paul Thumann, Salcha Schneider, Klingler u. versehen. Fortsetzende Ausführungen sind diesem bedeutenden Werke entnommen.

Was erzähle ich meinen Kindern bei Donner und Blitz?

Von Dr. Georg Viebenapp in den Münch. N. Nachr.

„Baberhaftig, Volksgang, ich glaube, du hast wieder Angst, weil es am Himmel ein bißchen dunkel ist!"

„O nein, Papa, das war nur neulich einmal, als es so furchtbar donnerte; wird es aber auch bei uns nicht einschlagen?"

„Aber so eine Frage, mein Junge! Du hast also doch Furcht! Wer wird daran denken, wo es so viele Blitzableiter gibt!"

„Ja, aber wir haben doch keinen auf dem Dache, da kann es doch schon einmal einschlagen."

„Beruhige dich, mein Junge, das ist ungeheuer unwahrscheinlich, wir wollen lieber, statt ängstlich an das Einschlagen zu denken, uns der furchtlosen Männer erinnern, die im Laufe vieler Jahrhunderte die Menschen von der Furcht befreiten, die sie früher empfanden, weil sie nicht wußten, welche Verwandnis es mit dem Feuer hatte, das vom Himmel herabfiel. Und dazu auch der Männer, die die Kraft, welche den Blitz hervorbringt, dem Menschen nutzbar machten. Kommt, wir wollen uns zusammensehen, und ich werde euch erzählen."

Vor dem Feuer, das nicht ihr, fürchten sich wilde Tiere noch heute. Auch die Menschen haben sich einmal vor dem Feuer gefürchtet, das sind aber mehr als zehntausend Jahre her, wo die Menschen nicht, was Wohnung, Kleidung und Nahrung anlangt, gerade viel vor den Tieren voraus hatten. Nur Mut und Verstand hatten sie mehr, deshalb gelang ihnen die Zähmung des Feuerfieres. Nun sahen sie, daß das Feuer aus dem Holze entsteht, mit Holz ernährt, aber mit Wasser ertränkt wird. . . . dabei kommt aber gerade das Himmelfeuer aus der Regenwolke, es schien, als spränge der Blitz aus dem Wasser! Das war doch zu merkwürdig. Und war nicht auch das große Gespenst des Tages ein Feuer? Darüber dachten die Urzeitmenschen viel nach. Und eines Tages ging einem der Klügsten ein Licht auf. Wobon wächst denn das Holz? Können Pflanzen und Bäume wachsen, wenn es zuvor nicht geregnet hat? Nein! Was ist Holz also anderes als verändertes Wasser? Das ist natürlich nur halb richtig, aber es war für die Urzeit schon eine große Entdeckung, und es schien richtig zu sein, weil man im Winter ja auch das Wasser zu Stein, nämlich zu Eis, werden sah. Kann Wasser zu Stein werden, ei, warum nicht zu Holz und zu Feuer? Man dachte also den Feuerfunken, der im Wasser, Holz, Stein und in der Sonne wohnen kann, als einen Gott, wie man noch andere Götter verehrte, ergählte sich Geschichten und gab sich Rätsel über ihn auf. Auch die frei erfundenen Geschichten von den Taten und Erlebnissen der Götter wurden mit der Zeit als wahr geglaubt und die Furcht vor Geistern und Göttern wurde immer größer, zumal schlaue Menschen, die sich das Ansehen von Zauberern gaben, die Furcht zu ihrem Vorteil ausbeuteten. Sie gaben nämlich vor, sie könnten den Regen herbeizaubern und den Blitz abwenden und alles mögliche bewirken, wenn man nur, was sie verlangten. Es waren Schwindler, die die Leute betrogen und auf alle Weise die Furcht vor Göttern und Geistern wach halten und zu vergrößern suchten und jeden zu töten trachteten, der den Dingen sorglos los den Grund ging und dabei den Betrug der Zauberer aufdeckte. Gar viele wahrheitsliebende und ehrliche Männer wurden getötet, verbrannt oder ausgehöhlet, weil das Volk nicht begriff, daß gerade diese Männer seine Wohltäter und Befreier waren und sich von den Zauberern gegen sie einnehmen ließen. Jetzt sind es schon zweitausend Jahre, daß wenigstens die guten und klugen Menschen nicht mehr an viele Götter und Geister glauben, auch nicht daran, daß ein Gott den Blitzstrahl schleudert. Vielmehr wissen wir heute, daß der Blitz eine Lichterscheinung ist, die mit der Elektrizität zusammenhängt und von uns selber erzeugt werden kann. Einen harten Kampf aber hat es gekostet, bis man das herausbekommen hatte. Mit der Klugheit allein war es nicht getan, noch weit mehr war Mut und Uner-schrockenheit erforderlich, denn wie in der ältesten Zeit die Zauberer den Wahnsinnigen feindlich waren, so verhielten sich später viele der Geistlichen feindselig gegen die Erforscher der Natur, und wer es unternahm, die Naturerscheinungen anders zu erklären als diese Geistlichen, die sich in einen falschen Glauben ver-zannt hatten, der war oft seines Lebens nicht sicher. Aber trotzdem fanden sich die mutigen Männer, und das dürft ihr nie vergessen, daß es heute keine Eisenbahn, keine Elektrizität, keinen Blitzableiter gäbe, wenn es nicht mutige Männer gegeben hätte. Von einigen dieser Männer habe ich euch schon erzählt, so von Sokrates, Bruno, Galilei, Kopernikus, Suß, das sind aber bei weitem nicht alle! Donner und Blitz, vor denen ihr euch gefürchtet habt, sind bei weitem nicht so furchtbare Gefahren wie die Feindseligkeiten, denen jene Männer sich aussetzten. Wer hat es nun zuerst ausgesprochen und bewiesen, daß der Blitz ein elektrischer Funke sei? Das war Franklin, der auch den Blitzableiter erfand. Der Versuch war nicht ungefährlich, den er unternahm, um zu beweisen, daß der Blitz eine elektrische Entladung sei. Er ließ einen Drachen steigen, als ein Gewitter kam; der Drache war mit Seide überspannt und mit einer Eisenspitze versehen. Bald zeigte sich an der Hanfschnur ein Sträuben der Fasern und dem eisernen Griff, auf welchen die Schnur gewickelt war, konnte Franklin keine Fingerringe entlocken, wenn er einen Schlüssel daran hielt. Das war der Beweis, daß oben in der Wolke Elektrizität saß. Seitdem haben wir gelernt, diese Elektrizität auf mannigfaltige Weise zu erzeugen und zu verwenden, beim Telegraphen, beim Fernsprecher, bei den Dynamomaschinen und so weiter. Von den Männern, die um die Bändigung dieser wunderbaren Naturkraft ein großes Verdienst haben, wollen wir uns heute einige vor Augen führen, die sich durch ihren Fleiß und ihren eisernen Willen nicht minder wie durch ihre Klugheit auszeichneten und einem jeden richtigen Knaben ein Vorbild des Lebens und Strebens sein sollten.

Da ist zuerst der schon genannte Franklin. Der mußte schon früh seinem Vater helfen, konnte nicht den ganzen Tag spielen, sondern hatte es nicht viel besser als der kleine Stephenson, der später die ersten Eisenbahnen erbaut hat. Der kleine Benjamin war aber fabelhaft fleißig, sparte sich jeden Pfennig, verdiente nie Geld und lernte und las in jeder freien Stunde. Mit zwölf Jahren wurde er Buchdruckerlehrling, mit siebzehn ging er fort in die weite, weite Welt. Damals dauerte die Fahrt über den Ocean viel länger als heute, auch war sie gefährlicher. Trotzdem fuhr Franklin, der als Amerikaner auf die Welt gekommen war, nach Europa und später wieder zurück, und weil er nie aufhörte, fleißig zu sein, und weder Bier trank noch rauchte, so wurde er aus einem Buchdrucker-gellen bald ein Meister und wohlhabender Mann, der sich auch eines Tages mit elektrischen Dingen zu beschäftigen anfing und später so wichtige Entdeckungen machte. Noch vieles könnte ich euch von ihm erzählen, aber das wollen wir uns aufsparen, wenn es wieder einmal Gewitter ist; heute wollen wir noch von anderen Männern hören, die die Elektrizität erforschten und bändigen halfen. Da ist Faraday zu nennen. Der war auch nur ein armer Junge, sein Vater, ein

Suffisamisch, konnte ihn auf keine hohe Schule schicken. Darauf kommt es auch gar nicht an, ob man eine hohe Schule besuchen kann oder nicht, denn auf den hohen Schulen wird auch viel hohe und unnütze Last aufgebürdet; die Hauptsache ist, daß ein Junge den Drieb in sich hat, etwas rechtes zu lernen. Heute sind die Bücher so billig, daß, wer lernen will, auch ohne Schule lernen kann. Das beweist Faraday. Der kam zu einem Buchbinder in die Lehre. Da sah er sich die Bücher nicht nur von außen an, sondern auch von innen, besonders die Elektrizität interessierte ihn mächtig, und wo er darüber etwas lesen konnte, las er es, und bald wußte er so viel, daß er bei einem Gelehrten Unterstüßung fand, an den er sich mit der Bitte wandte, ihn zu einer Tätigkeit zu verhelfen, bei der er mehr Zeit für wissenschaftliche Arbeit übrig hätte. Der Gelehrte hieß Davy, er war ein bedeutender Mann, nahm den jungen Faraday als Gehilfen an und ließ es sich damals wohl nicht träumen, daß dieser junge Mann später sein Nachfolger werden würde. Faraday wurde einer der berühmtesten Forscher auf dem Gebiete der Elektrizität. Ohne seine Entdeckungen gäbe es keine elektrischen Bahnen und könnte ihr nicht bei Nacht den Blitz von der Drahtleitung aufzuhalten sehen. Und noch einen dritten Mann wollen wir uns in Verbindung mit dem Gewitter merken. Ihr habt gestern, wie ein kleiner Zug überfahren wurde, und schnell, binnen fünf Minuten, der Arzt schon zur Stelle war. Das war ein Glück, denn dadurch wurde der Junge am Leben erhalten. Wie kam aber der Arzt so schnell herbei, er mochte doch so weit, daß ein Bote allein zehn Minuten gebraucht hätte, um zu ihm zu eilen? Nun, man schickte gar keinen Boten, sondern benachrichtigte den Arzt durch den Fernsprecher, das dauerte noch keine Minute, und der Arzt kam dann mit der Elektrizität gefahren, das machte vier Minuten. Der Erfinder des Fernsprechers ist der dritte Mann, den wir uns merken wollen, Philipp Reis. Dem seine Eltern starben sehr früh und er hatte keine glückliche Jugend. Wie gern hätte er sich nur ganz und gar den Wissenschaften hingegeben, aber dazu war kein Geld da, er mußte in ein Farbengeschäft eintreten und sollte Kaufmann werden. Mit eisernem Fleiß aber bemühte Philipp Reis alle freien Stunden zum Lernen, nach einigen Jahren wurde er Lehrer, und in dieser Stellung, die wenig geachtet wurde, erfand er den Fernsprecher. Das war eine Leistung, wegen der unserm Philipp Reis die höchsten Ehren gebührt hätten, auch hätte man ihn so-gleich zum Professor machen müssen. Aber es kam anders. Die Menschen begriffen damals nicht, wie wertvoll die Erfindung war. Reis blieb unbeachtet und fiarb früh. Erst später, als seine Erfindung verbessert war und als ameri-kanisch in Deutschland eingeführt wurde, da bewunderte man die Sache. Reis aber war schon tot.

Ihr werdet nun sagen, daß Reis lieber nicht hätte so viel lernen und arbeiten sollen, dann wäre er nicht an der Schwindjucht gestorben und hätte glücklicher gelebt. Das wäre aber falsch. Das Lernen und Denken war sein Glück, und dies Glück hätte er vernützt, wenn er es gemacht hätte wie die anderen, die dem Ver-gnügen nachgingen und schließlich auch nicht älter wurden. Nein, wir wollen uns auch an Reis ein Beispiel nehmen, was Verneher und Freude an der Wissenschaft zuwege bringen können. Wirkliche Witzkerle waren die drei Männer, der Franklin, der Faraday und der Philipp Reis. Deshalb solltet ihr, wenn es donnert und blüzt, oder vielmehr blüzt und donnert, nicht nur die mutigen Männer gedenken, die uns von der Götter- und Geisterfurcht befreiten, sondern auch der fleißigen Männer, die die Elektrizität erforschten und in den Dienst des Menschen zwangen. Nicht Furcht soll euch der Blitz einschücheln, sondern erinnern möge er euch an Franklin, Faraday und Reis, die arme Jüngens waren und die Welt doch reich gemacht haben.

Ein öffentliches Geheimnis.

Unser Stuttgarter Parteiblatt erzählt folgendes wahre Geschichtchen, das sich in einem Schnellzuge der Linie Nürnberg—Crailsheim—Friedrichshafen ab-gespielt hat:

Was wird nicht alles im Eisenbahncoupe erzählt! Ist man zu Hause und in bekannter Gesellschaft achtsamer, daß nichts dem Munde entfliehe, was in die heimlichen Winkel und Ecken des Kopfes oder Herzens gehört, so gibt man sich auf der Reise in fremder Gesellschaft desto leichter dem angenehmen sorglosen Fluß der Unterhaltung hin. Man schwätzt! Was kümmert es uns, daß vielleicht irgend ein Passagier, dem man schwerlich im Leben noch einmal begegnet, eine wenig hohe Meinung von uns davonträgt. Zwar ist die Welt recht klein ge-worden, seitdem man auf tragenden Schienen mit Sturmeschelle von Nord nach Süd eilen kann, aber ebenso schnell sind Reisebekanntschaften und Reisegespräche vergehen.

Von einer forpulenten Dame in die Fensterecke gedrückt, schaute ich träu-merisch in das Landschaftspanorama, das in kinematographischer Eile den Blicken vorüberzog, als ich plötzlich durch ein Wort in der Unterhaltung meiner Mit-reisenden aufmerksam wurde. Die Herrschaften reisten nach der Schweiz, wie ich ihrem Gespräch entnehmen konnte, und plauderten zunächst über allerlei schöne Reisen. Dann kamen die neuesten Mäuerereien auf der Eisenbahn an die Reihe, dazwischen häusliche Angelegenheiten, mitten drin schwärmte man, wie schon die Seefahrt von Genua nach Neapel sei, und schließlich war man bei dem belieb-testen Gesprächsthema der Damen angelangt, nämlich bei den Dienstmädchen. Da hatte ein Ehepaar, der männliche Teil war vermutlich Arzt, eine Perle von einem Dienstmädchen, die bereits 27 Jahre, seit der Hochzeit des Paares, sich in seinem geschätzten Dienste befand. Mit renommiertester Wichtigkeit erzählte die Dame, daß das Mädchen für jeden Tag, an welchem sich die „Herrschaft" auf der Reise befindet, angeblich eine Mark Lohn mehr erhält, denn sie muß für den Assistenz-arzt und das ganze Hauswesen sorgen. Nun denke man, das Mädchen kann sich weder mit dem Assistentenarzt noch mit dem Kutscher gut vertragen!

„Ja," meinte eine befreundete Dame, „bei ihr kommt jetzt eine thymnische Natur zum Vorschein."

„O, das ist vielfach sehr gut, wenn sich die Leute unterein-ander nicht gut vertragen," warf hier ein Herr der Gesellschaft da-zwischen. Es war ein industrieller Unternehmer, jodelt wurde mir aus seinen Worten klar und hatte das Ansehen und die Stimme eines preussischen Reserve-leutnants, während der schwache Dialekt der übrigen Gesellschaft eher auf die Leipziger Gegend schließen ließ.

Jetzt war das Gespräch auf dem richtigen Punkte, und der Herr, dessen wir ihn Ritter, befand sich augenblicklich in seinem Lebenslement. Von dem Dienstmädchen, das sich mit seinem Vertrauen kam, ging man aus und in wenigen Minuten war man bei der Begehrlichkeit der Arbeiter angelangt. „Ja, das ist unerhört," meinte Herr Ritter, „und daran ist nur die Organisation schuld. Denken Sie nur, in Nürnberg streiken jetzt die Maurer."

„Na, die Maurer!" warf elegisch der Arzt dazwischen, dem jedenfalls die Erinnerung an den Streik seiner Standesbrüder abhanden gekommen war.

„Und wissen Sie denn, was die Leute die Stunde verlangen? — (Pause.) — 75 Pfennig!"

Chorus der Damen: „Nein! So was! Das ist ja großartig! Un-glaublich!"

Entrüstung malte sich auf allen Zügen. Wieviel Reisen von Genua nach Neapel man für das Geld machen kann, das ein Maurer im Sommer verdient, schien die edle Gesellschaft wenig zu interessieren. „Drei Stunden brauchen sie zum Aufräumen, drei zum Abräumen, da bleiben gerade noch drei zum Arbeiten!" bezeugte Herr Ritter seine Sachkenntnis. „Auf der Straßenbahn traf ich einen Meister, der sagte: Bissen Sie, ich lasse meinen Ruben jetzt auch Maurer werden!" Macht euch bereit auf die Konkurrenz der Unternehmerröhre, ihr Erbauer der Städte!

„Daran ist aber nur die Organisation schuld. Es ist fabelhaft, was die macht. Wenn den Leuten etwas nicht gefällt, stellen sie sofort die Arbeit ein, und das können sie, weil sie einig sind."

Chorus der Damen: „Ja, die Organisation. Das ist es ja eben!"

„Man hat heute nicht mehr das Recht, wenn sich ein Arbeiter ungehörig und rüpelhaft benimmt, ihn wegzuschicken. Sofort kommt die Kommission und spricht von Maßregelung, und wenn die Kerls alle organisiert sind, kann man nichts machen."

„Das wird ja immer schöner," schallte es alleseitig.

„Aber bei uns" — hier schmunzelte Herr Ritter, nicht nur mit dem Munde sondern mit dem ganzen Körper und passete sich begnügt auf die Arie — „bei uns sind die Leute untereinander spinnfein. Da kommt so etwas nicht vor. Da hat der eine mehr Lohn als der andere, ein anderer hat einen kleinen Posten, und so sind sie alle neidisch aufeinander. Wenn einer eine Unanständigkeit begeht, erfahre ich es sofort. So kommen wir kein aus mit den Leuten. Sie sind bescheiden und von Organisation ist keine Rede. Wenn aber die Leute untereinander einig sind, hört's auf mit der Gemütlichkeit. Darum sage ich, es ist immer gut, wenn sich die Arbeiter nicht vertragen."

Und hier lächelte Herr Ritter und die Damen lächelten und der Arzt lächelte. Die bourgeoise Heiterkeit wollte kein Ende nehmen.

So ein Lachen ist gesund, besonders wenn man ins Bad reist und dort ein Einmüden verbrauchen kann, wozu eine Arbeiterfamilie ein Jahr leben muß. „Die Damen gestatten!" Wohlglücklich paffte er den Rauch seiner Zigarre in die Luft und glückte zwischen den Zügen: „Sehn Sie, das ist unser Geschäfts-geheimnis!"

Das ist nun zwar ein öffentliches Geheimnis, aber man muß es den Ar-beitern von Zeit zu Zeit wieder zu Gemüte führen, besonders wenn es von einer solchen Seite kommt, wie im Schnellzug Nürnberg—Crailsheim—Friedrichshafen.

Allerlei Lebenswahrheiten.

Nachstehende Aussprüche „unbekannter Aphoristen" veröffentlicht Otto Weiß in Ueber Land und Meer (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart):

Ein Philosophieprofessor: „Es gibt Trugschlüsse, ohne die der Mensch nicht leben kann."

Ein Stiefelpußer: „Prächtig glänzt mancher Schuh, dessen Sohle zerissen ist!"

Ein Gefängnis-aufseher: „Die Freiheit der meisten besteht darin — nicht eingesperrt zu sein."

Ein Arithmetiker: „Die Natur verlieh allen Menschen die Gabe, sich in wichtigen Dingen zu verrechnen."

Ein Apotheker: „Auf allen Gebieten gibt's Medikamente, deren Nutzen darin besteht, daß man an sie glaubt."

Eine Hebamme: „Wenn sie ihre Zukunft kennen — ich bin überzeugt, viele würden sich weigern, auf die Welt zu kommen."

Ein Schornsteinfeger: „Manch häuslicher Herd wärmt wenig — und raucht viel!"

Ein Musiktheoretiker: „Was ist das Ende vom Liede? . . . Ein Trauermarsch!"

Ein Irrenarzt: „Wenn ein Mensch seinen Egoismus verloren hat — dann ist er unheilbar."

Ein Hotelier: „Neuvermählte gibt's, die glücklich sind, so lange sie im Hotel wohnen."

Ein Kaufmann: „So lange man jung ist, schenkt man dem Leben großen Kredit; später jedoch, da kommt der Bankrott — dann